

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 36 (1963-1964)

Heft: 5

Rubrik: Heilpädagogische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AUGUST 1963

Die Beziehungen zwischen Hilfsbedürftigen und Helfern in der Fürsorge

von R. Däniker †

Im Zusammenhang mit den Eingliederungsbemühungen in Strengelbach und anderswo geben wir hier den Gedanken des Fürsorgers R. Däniker, gestorben 1956, Raum. Er war viele Jahre im Vorstand der Sektion Baselstadt und hat auf dem Gebiet der Fürsorge Entscheidendes geleistet.

Es ist eine alte Erfahrung, daß nur denjenigen geholfen werden kann, die wirklich bereit sind, sich helfen zu lassen.

Wie oft bleiben aber Vorschläge und Beratungen fruchtlos, trotz bestem Wollen, richtigem Planen und Hingabe der Helfer, weil die Hilfsbedürftigen den gezeigten Weg nicht gehen wollen oder gehen können. Für den Helfer wirken solche Erfahrungen deprimierend, und nur zu oft wird er hart und verbittert.

Andererseits hört man immer wieder abweisende Äußerungen von solchen, die der fürsorgerischen Hilfe bedürftig sind; sie möchten nichts mit der Fürsorge zu tun haben und lieber ihre drückende Not allein weiterhin tragen.

Sollten uns solche Beobachtungen nicht dazu führen, uns selbst zu besinnen und den Ursachen nachzuforschen, weshalb es so ist? Sind nicht im Grunde beide Menschengruppen voneinander abhängig, der Bedürftige vom Helfer und wiederum die Helfenden vom Bedürftigen?

Es mag vielleicht befremden, hier zunächst auf dieses Abhängigkeitsverhältnis hinzuweisen, doch es kann nicht übersehen werden, daß die Fürsorger und Sozialarbeiter ihre Stelle und ihr Auskommen der Tatsache verdanken, daß die Hilfsbedürftigkeit Ausmaße angenommen hat, die weit über das hinausgehen, was Privat-Personen, ungeschulte Einzelne aus hilfreichem Herzen an leidenden Mitmenschen tun können. Gewiß wäre es unrichtig, die Hilfsbedürftigen direkt als die Auftraggeber der Fürsorge zu bezeichnen, aber gefühlsmäßig wissen sie alle, daß ihre Notlage und ihr Leiden denjenigen, die sich in der Fürsorge beruflich betätigen, Stellung und Auskommen verschaffen.

Schon ein solcher Gedanke zeigt, wie schwierig und kompliziert die Probleme der Fürsorge werden

können und wie sehr Bescheidenheit und demütige Gesinnung notwendig sind, soll der Fürsorger den Weg zum Hilfesuchenden finden können.

Von diesem Gesichtspunkt aus scheint es auch leicht verständlich, weshalb alles Moralisieren Widerstand bei den Schützlingen heraufbeschwört. Wenn wir nicht nur oberflächlich die gegenwärtige Situation beim Hilfsbedürftigen abklären, sondern nach den tieferen Ursachen forschen, die zu dieser Situation geführt haben, ergibt sich von selbst die enorme Schwierigkeit, schuldhaftes und schicksalhaftes Geschehen auseinander zu halten. Durch moralisierende Beurteilung wird jedoch immer das Schuldhaftes hervorgehoben und vielleicht auch irrtümlicherweise überwertet. Wo wir einmal den Wesensunterschied zwischen Schicksal und Schuld erfaßt haben, begreifen wir auch, daß ein scheinbares Nicht-Wollen in Wirklichkeit ein Nicht-Können sein kann. Wie leicht ist es doch, zu erklären, ein Schützling hätte dies oder jenes tun oder lassen sollen, um einer ungünstigen Entwicklung zu begegnen. Aber – woher nehmen wir das Wissen darum, ob er es wirklich gekonnt hätte, und die Sicherheit unseres Urteils, stammt sie nicht aus Überheblichkeit? Der Arzt macht wohl kaum einem Patienten aus seiner Krankheit einen Vorwurf. Gibt es aber einen Wesensunterschied zwischen physischer Krankheit und psychischem Kranksein? Gibt es ein soziales, wirtschaftliches, gesellschaftliches Ungenügen, ohne daß dieses bei genauer Prüfung als Ausdruck seelischen Krankseins gewertet werden kann?

Untersuchen wir nun aber zuerst einmal die Beziehungen bei körperlich Erkrankten. Was für Begleiterscheinungen ergeben sich aus dem Krankheits-Erlebnis? Eine akute Krankheit, wie ja auch die Verletzung bei Unfall, reißt den Patienten aus seiner bisherigen Lebensweise. Der Kranke mag zuerst unter dem Einfluß der Schmerzen an die Vergänglichkeit menschlichen Lebens erinnert und sich bewußt werden, daß wir alle früher oder später den Tod erleiden müssen. Der Kranke sehnt sich nach Linderung und Befreiung von Schmerzen und ist

heilfroh, mit dem Leben noch davonkommen zu können.

Dauert das Kranksein aber längere Zeit, wird es als Fessel empfunden, als Beschränkung der Freiheit des Handelns, als Zwang in die Passivität, als ein Zurückgeworfensein auf sich selbst, als ein Gefangen-sein mit und in sich selbst. Obwohl der Kranke innerlich aktiv am Heilungsprozeß mitarbeiten kann, bleibt er doch äußerlich durch die Krankheit in eine Passivität der Erlebens gedrängt und muß alte, liebgeordnete Lebensgewohnheiten aufgeben. Wird die Beschränkung der Aktivität zum Dauerzustand, sei es durch langwährendes Kranksein, sei es durch nicht mehr abänderbare Folgezustände aus der Krankheit (Invalidität) so wird es immer wieder zu Vergleichen mit den Gesunden und mit dem früheren Leben kommen. Jede Begegnung mit Gesunden wird den Leidenden erneut an dieses «Anders-sein» erinnern. Ein solches Erlebnis wird zu einer schweren seelischen Belastung, denn immer wieder muß sich der Kranke oder Invalide mit seinem Zustand auseinandersetzen; immer wieder wird sich ihm die Frage aufdrängen: «Warum wird gerade mir dieses Schicksal zuteil?»

Es bedarf schon eines hohen Grades geistiger Reife, um sich mit seinem «So-sein» abzufinden und trotz allem darin noch einen Sinn zu sehen. Sehr oft reichen die seelischen und ethischen Kräfte eines Menschen nicht aus, diese Stufe der Reifung zu erreichen. Wo dieser Stand innerer Entwicklung nicht gefunden werden kann, ergeben sich für den Helfenden mancherlei Schwierigkeiten.

Versuchen wir einmal einen Vergleich zu ziehen. Unsere Generation, die zwei Weltkriege miterleben mußte, kennt von den politischen Auseinandersetzungen her das, was wir mit Minderheiten-Problem unterdrückter Volksteile bezeichnen. Zeigen nicht die Probleme der Kranken damit eine gewisse Ähnlichkeit? Die Gesunden wären der an der Herrschaft stehenden Mehrheit vergleichbar und die Kranken und Invaliden den Minderheiten gleichzusetzen, die nie an die «Macht» gelangen. Die letzteren fühlen sich irgendwie immer «ausgeschieden», bei Seite gesetzt und nicht als vollwertig angenommen. Sie leiden darunter, und wo sie mit dem Schicksal hadern, übertragen sie ihre Unzufriedenheit und Unlust auf die andern, die Gesunden. Daraus lassen sich die übergroße Empfindlichkeit, eine gewisse Aggressivität und eine dauernde innere Spannung erklären.

Der Gesunde hinwiederum, der sich zu wenig einfühlend kann und solche inneren Verhältnisse beim Kranken nicht versteht, beurteilt aus falscher, moralischer Wertung heraus, solches Verhalten als Undankbarkeit.

Da will man aus gutherzigem Mitleiden heraus dem Bedrückten und Leidenden entgegenkommen, ihm helfen und ihm Erleichterung schaffen und erntet doch nur Ablehnung, die manchmal fast die Form des Hasses annimmt. Ist nicht der Leidende auf Hilfe angewiesen, wünscht und ersehnt sie, weil er selbst sich nicht helfen kann, weil er nicht mehr über seine freie Aktivität verfügt? Und dennoch leidet er daran, sich helfen lassen zu müssen; er haßt diese Hilfe, weil sie ihm immer wieder ins Bewußtsein ruft, daß er krank, nicht fähig, daß er ausgeschieden und von der Gnade und dem Mitleiden anderer abhängig ist; er gehört ja nur zur Minderheit, zu den Nicht-Vollwertigen, also zu den «Minderwertigen». Die wohlgemeinte Hilfe stößt den Leidenden nur wieder in seine seelische Not zurück. Nur dort, wo die hohe Stufe des «Ja-sagens» zu seinem Sein, zu seinem Zustand wirklich errungen ist, weil ein neuer Sinn solchen Lebens gefunden, – nur dort wird Hilfe-Annehmen und Hilfe-Schenken zu einer Wechselbeziehung zwischen Menschen, der jede Spur von Zwang fehlt.

Wo jedoch Hilfe unter dem Zwang des Krankseins, des Hilfsbedürftigseins, nur gezwungenermaßen angefordert und angenommen wird, besteht mehr oder weniger spürbar diese ambivalente Einstellung des Hilfesuchenden zum Helfenden.

Wieder sei hier ein Vergleich gewagt. Wie oft finden wir bei «Gesunden» eine ähnliche Situation. Wir werden um Rat gefragt, müssen aber zu unserem Erstaunen feststellen, daß der Fragende unsere Ratschläge in einer Diskussion und Auseinandersetzung – oft sehr affektiv-betont – zerpflückt, abweist und uns belehrt, wie falsch wir die Dinge auffassen und wie unrichtig unser Rat sei. Solche Fragende sind Menschen, die nicht die innere Freiheit besitzen, auf Grund ruhiger Überlegung und Beurteilung einen Entschluß zu fassen und diesen durchzuführen. Es fehlt ihnen «der Mut zur eigenen Meinung». Mit ihrer Frage suchen sie keinen wirklichen Rat, sondern nur eine Bestätigung dessen, was sie vielleicht selber empfinden, aber nicht den Mut haben, unerschrocken auch zu tun. Ist dann der erteilte Rat ihren Empfindungen nicht konform, weil er vom Fragenden abgelehnt und die affekt-geladene Art und Weise dieser Ablehnung verraten den inneren Zustand. Die Spannung kann bisweilen so stark sein, daß der empfangene Rat geradezu als Bedrohung empfunden und dann entsprechend aggressiv abgewehrt wird. In solchem und ähnlichem Verhalten zeigt sich eine Parallele zur Ambivalenz des Hilfsbedürftigen.

Betrachten wir aber nun auch die Situation beim Helfenden und die Reaktion auf die ablehnende

Haltung des Bedürftigen. Warum wird diese als Undankbarkeit empfunden?

Man hatte es doch gut gemeint, hat mit Rat und materieller Hilfe vielleicht einen Weg gezeigt und trotz der Verbesserung der Lage des Bedürftigen läßt sich ein gutes gegenseitiges Einvernehmen nicht anbahnen. In allem Helfen liegt eben – vielleicht tief verborgen und dem Träger der Hilfe nicht bewußt – die Gefahr der Überheblichkeit und Selbstgerechtigkeit. Wird nicht die Annahme der Hilfe zur Bestätigung der sozial höheren Stellung des Helfers, des «Besser-seins», Vollwertiger-seins? Wie die Annahme der Hilfe für den Bedürftigen zur Empfindung einer gewissen «Herabsetzung» werden kann, so ergibt sich die Möglichkeit für den Helfenden, daraus Anerkennung, Hebung der Selbstachtung und Stärkung des Lebensgefühls zu erlangen. Wo sich der Helfende nicht in Demut dagegen wehrt, spürt dies der Hilfsbedürftige und fühlt sich dadurch verletzt. Die Ablehnung wird andererseits, bei falscher Einstellung, als Verweigerung dieser Anerkennung zu Ärger und daraus folgenden ungünstigen Reaktionen führen. Nur zu leicht verfällt der «Helfende» der Versuchung, seine Machtmittel einzusetzen, dies den Schwächeren fühlen zu lassen und somit den Weg zu weiterer fruchtbarer Zusammenarbeit zu versperren. Bei Hilfsmaßnahmen sollte man sich immer wieder vergegenwärtigen, wie schwer es ist, Hilfe annehmen zu müssen, und wir können nicht taktvoll genug dem Bedürftigen entgegenkommen.

Nicht nur beim Hilfsbedürftigen sehen wir, sondern wissen ja auch aus eigenem Erleben, wie schwer es hält, die Ursachen, die zu einer ungunstigen Entwicklung und zu einer verpfuschten Situation führen, bei sich selbst zu suchen. In der Regel wird die «Schuld» allen möglichen Zuständen, Begebenheiten und Verhältnissen, allen möglichen Menschen der näheren und weiteren Verwandtschaft oder Umgebung zugeschoben, nur nicht sich selbst. Es braucht schon ein hohes Maß von Einsicht und Erkenntnis, um den Mut zu finden, eigene Fehler zu sehen, sich einzugestehen und zu bekennen. Wo wir aber selbst oft Mühe haben, sollten wir uns da wundern, wenn der Schwächere oder Minderbegabte damit noch viel größere Schwierigkeiten hat?

Nur zu oft vergißt man aber auch, daß der Weg zur wirksamen Hilfe gewissermaßen vom Bedürftigen selbst gefunden, ihm abgehört werden muß. Wie der Arzt im Grunde selbst nicht heilen kann, sondern durch seine Untersuchung die bestehenden Heilungsmöglichkeiten finden und fördern muß, so ähnlich ist es auch bei fürsorgerischer Hilfe. Die Gesundung ist ein aktiver Prozeß, der im Patienten

selbst vor sich geht und nicht von außen einfach besorgt werden kann, d. h. es handelt sich immer darum, das vorhandene Gute und Gesunde herauszufinden, zu kräftigen und sich entfalten zu lassen.

Diese Erkenntnis scheint uns eine gewaltige Umstellung unserer fürsorgerischen Praxis zu fordern. Sollen unsere Bemühungen wirklich zu einem guten Ende führen, können wir uns nicht mehr damit begnügen, nur die jeweilig-gegenwärtige Situation abzuklären und uns dabei vorwiegend nur mit deren finanzieller Seite zu befassen. Wir müssen vielmehr nach den Ursachen forschen, die zu einer ungünstigen Entwicklung geführt haben. Die Frage nach dem «Warum» wird bei allen Erhebungen und Überlegungen wieder mehr in den Mittelpunkt gestellt werden müssen.

Wenn in dieser Hinsicht die fürsorgerischen Abklärungen heute so oft unbefriedigend sind, mag es wohl auch in der Tatsache begründet sein, daß die einzelnen Stellen zu sehr mit Arbeit überhäuft sind und glauben, dazu keine Zeit aufbringen zu können. So bleibt man in der Behandlung einiger besonders in die Augen springender Symptome stecken. Dazu kommt die Gewohnheit, sich weitgehend auf Informationen von dritter Seite zu stützen. Die Art und Weise wie aber heutzutage solche «Informationen» zustande kommen, muß weitgehend als verfehlt und für eine psychologische Wertung als ungenügend bezeichnet werden. Für den die Verhältnisse beurteilenden Fürsorger oder Beamten fehlt die persönliche Anschauung und Kenntnis des betreffenden Menschen und es fehlt vor allem der innere Kontakt mit dem Hilfsbedürftigen; mit andern Worten, der Heilungsplan wird ohne den Patienten gemacht. Vielleicht steht im Zusammenhang mit dieser Arbeitsweise auch die Gewohnheit, alle möglichen Gutachten einzufordern. Gewiß sind Gutachten sehr wertvoll, doch sollen sie in der Regel nicht mehr als Hilfsmittel zur eigenen Instruktion sein. Keinenfalls sollen sie dazu dienen – vielleicht aus einer berechtigten Scheu heraus, wegen mangelnden Kenntnissen, – sich kein eigenes Urteil bilden zu müssen und sich quasi hinter sogenannten Informations-Berichten oder «fachmännischen Gutachten» verbergen zu können.

Uns scheint, daß all dies auch mit dazu gehöre, wenn heute eine maßlose Überwertung des Materiellen und Finanziellen in unserem Fürsorgewesen überhand genommen hat. Es mutet manchmal geradezu erschütternd an, bei genauerer Überprüfung fürsorgerischer Maßnahmen und der Aktenstöße, auf welche sich diese stützen, wie weitgehend der Mensch in seinem Wesen und seiner Entwicklung vollständig hinter solchen Erwägungen und Beur-

teilungen verschwindet. Und doch ist es eine altbekannte Wahrheit, die uns allen geläufig sein sollte, daß letzten Endes Fürsorge- und Hilfsbedürftigkeit sehr selten oder nie ein finanzielles Problem sein kann.

Was aber ist die Folge davon? Mag der Fürsorge- oder Heilungsplan aus den zur Verfügung stehenden Berichten durchaus sachgemäß und logisch aufgebaut sein, er wirkt doch für den Bedürftigen als fremd, als nicht seinem Wesen und seinen Verhältnissen gerecht werdend und entsprechend. Wird er dann unter dem Zwang der Verhältnisse dennoch angenommen, geschieht dies oft mit Unlust und *contre cœur*. Das Wichtigste, die so notwendige Interessengemeinschaft, die tiefgreifende Zusammenarbeit zwischen Hilfe-Suchendem und Hilfe-Bietendem kann sich nicht entwickeln. Kommt dies nicht auch ein wenig in unserer Berufssprache zur Geltung, in der wir ganz allgemein von «Fällen», Fürsorgefällen, von Schützlingen sprechen, wo man doch eigentlich von Menschen, von «Mitarbeitern» reden sollte, von leidenden Mitmenschen, welchen wir als Mitarbeiter und Freunde helfen, ihre Last zu tragen.

All das sind Ursachen, die es verhindern, daß Helfer und Hilfsbedürftiger zu dem inneren Gemeinschaftserlebnis kommen, welches allein ein fruchtbares Arbeiten auf sozialem Gebiete gewährleisten kann, zu jener «Lebensgemeinschaft» und inneren Verbundenheit und Einheit, die ersehnt wird, weil sie notwendig ist. Denn in ihrem innersten Wesen fühlen sich Arme, Bedürftige, körperlich und seelisch Infirmen, wie Kranke einsam.

Wir sind uns bewußt, daß diese Darstellung auf Widerstand stoßen und als übertrieben mancherorts abgelehnt wird. Wir wissen dies, weil wir nur zu gut spüren, wie sehr eine solche Auffassung eine Anklage bedeutet, die sich gegen uns selbst, gegen unsere «gute Position», gegen unser behagliches Wohleben richtet. Sie wird folgerichtig als gegen unsere Gesellschaftsordnung weisend, empfunden werden und vielleicht sogar als unter dem Einfluß «kommunistischen Gedankengutes» entstanden, hingestellt. Aber wir fragen uns, ist nicht – von alters her – diese Auffassung immer und immer wieder gelehrt worden und begründet im Evangelium Christi? Kann der Aufbau unseres Sozialstaates ohne die Jahrhunderte lange Auswirkung der christlichen Lehre gedacht werden? Brauchen wir noch hinzuweisen auf das Gebot der Nächstenliebe und das Wissen um die Gotteskindschaft aller Menschen, die alle Unterschiede aufhebt und die höchste Form der Gleichheit aller vor Gott festhält? Wenn wir wünschen, es möchte der Mensch, insbesondere der lei-

dende und hilfsbedürftige Mensch erhöht und über die Verhältnisse erhoben und zum Mittelpunkt aller fürsorgerischen Planung gesetzt werden, folgen wir dabei nicht im wesentlichen christlichem Denken und Fühlen? Ohne wirkliche Liebe zum Menschen in all seinen Nöten und Kummernissen wird jedes helfende Bemühen und Tun unfruchtbar. Nichts vermag wohl besser die Krise unseres heutigen Lebens und der sozialen Fürsorge besser zu beleuchten als das Apostelwort: «Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle».

Aus dem Erlebnis der Begegnung zweier Menschen, aus dem tiefen Empfinden der Zusammengehörigkeit und der gegenseitigen Abhängigkeit von Leidendem und Helfendem ist ein System, ein «Beruf» geworden. Es stehen sich zwei Menschengruppen gegenüber, ohne innere, schicksalhafte Verbundenheit der Einzelnen. Deshalb muß der «Fürsorge-Betrieb» unserer Zeit so unbefriedigend wirken. Was wir einer solchen Entwicklung als neue Kraft entgegenhalten können, ist die Liebe. Noch heute vermag sie Wunder zu wirken, wenn es die echte, reine Liebe – die Gottesliebe ist, die sich an unserem Verhalten zum Menschen zeigt, die Liebe, die sich nicht vordrängen, nicht aufblähen will, die zu dienen weiß, nicht das Ihre sucht und nicht herrschen will.

Wie früh läßt sich bei Kindern eine Hörschädigung feststellen?

Für erwachsene Gehörbehinderte gibt es heute verschiedene Untersuchungsmethoden, welche Art und Umfang einer Hörschädigung genau feststellen lassen. Dazu ist jedoch die bewußte Mitarbeit des Patienten notwendig.

Bei Kleinkindern, die noch nicht sprechen können, muß man anders vorgehen. Die meisten Eltern bemerken bereits im ersten oder spätestens zweiten Lebensjahr selbst, daß irgendetwas mit dem Gehör ihres Kindes nicht ganz stimmt. So mag es beispielsweise erschrecken, wenn man plötzlich in seinen Gesichtskreis tritt (während ein normal hörendes Kind dem Herankommenden entgegenschaut); es wendet seinen Kopf und später die Augen nicht suchend in der Richtung, aus welcher Lärm oder andere Laute kommen. Solche einfachen Beobachtungen lassen eine Gehörschädigung vermuten. Beim Haus- oder Kinderarzt sind erste Untersuchungen möglich; zur genauen Feststellung, wieviel ein Kleinkind hört, bedarf es jedoch besonderer Einrichtungen.

Heute bestehen in der deutschen Schweiz an vier sogenannten pädoaudiologischen Zentren solche spezialisierten Abklärungsmöglichkeiten, mit welchen bereits ein- bis zweijährige Kinder ziemlich genau geprüft werden können. Die Untersuchungen erfolgen in spielerischer Form und kindgemäßer Atmosphäre. Sie erfordern sehr viel Zeit und Erfahrung und müssen mehrmals wiederholt werden, weil das Kind erst durch Übung überhaupt auf Töne und Geräusche hinhorchen lernt.

Es ist außerordentlich wichtig, daß gehörgeschädigte Kinder tatsächlich schon im ersten bis zweiten Lebensjahr erfaßt werden; denn in diesem Zeitpunkt setzt die normale Sprachentwicklung ein, die auch bei solchen Kindern durch besondere Methoden angebahnt werden muß.

Adressen der heute bestehenden Beratungsstellen für gehörgeschädigte Kleinkinder:

Bern	Ohrenklinik, Inselspital
Luzern	Ohrenabteilung, Kantonsspital
St.Gallen	Pädoaudiologische Beratungsstelle der Ohrenklinik, Kantonsspital
Zürich	Kant. Taubstummenanstalt, Frohalpstr. 78 oder Fürsorgeverein für Taubstumme und Gehörlose, Frankengasse 6

PI

Adolf Messerli †

Am ersten Juli haben wir unseren ehemaligen Kollegen an der Hilfsschule Bern-Bümpliz zu Grabe getragen. Ganz überraschend hat ihn eine Herzkrise in der Nacht vom 27. zum 28. Juni hinweggerafft. Adolf Messerli wurde am 2. April 1884 im Bad Schinznach geboren, wo sein Vater den großen landwirtschaftlichen Betrieb leitete, der zum Bad gehörte. Im Jahr 1900 trat der Jüngling ins Seminar Muristalden ein. Während seiner Studienzeit verlor er seinen Vater, so daß er früh schon selber Verantwortung tragen lernen mußte. Das hat seinen Charakter weitgehend geprägt. Er wurde ein stiller Mensch, der übernommene Pflichten und Aufgaben mit hingebender Treue erfüllte.

Als Lehrer an der Oberschule in Kirchberg lernte er Maria Wahlen kennen, die ihm eine liebe Gefährtin wurde und die Mutter zweier Kinder, die zur Freude der Eltern aufwuchsen. Im Jahre 1927 wurde Herr Messerli an die noch nicht lange bestehende Oberklasse der Hilfsschule Bern-Bümpliz gewählt. Vieles mußte hier von Grund auf neu geschaffen werden. Die Verhältnisse der Zugehörigkeit zum Schulkreis Bern-Bümpliz oder zum Schulkreis Hilfsschule Bern lagen nicht immer ganz klar, besonders was die Verteilung der Kredite anbelangte. Es

brauchte Takt und Geduld, bis diese «Außenstation» nach und nach vollwertig in die Hilfsschule eingliedert war. Diese Geduld und diesen Takt brachte Herr Messerli auf. Ihm wurde die Genugtuung zuteil, die Hilfsschule an Boden gewinnen zu sehen, und vor allem, daß seine Tochter treu in seine Fußstapfen trat. Leid blieb ihm nicht erspart. Jahrelang mußte er seine liebe Frau an seiner Seite leiden sehen, ohne viel Linderungsmöglichkeiten, bis sie endlich durch den Tod erlöst wurde. In den letzten Jahren kam zu der Liebe der eigenen Kinder noch die Freude an den Großkindern, die Herrn Messerlis Leben erhellte. So konnte der liebe Verstorbene auf die Frage: «Wie geht es Ihnen?» immer mit dankbarem Lächeln antworten: «Es geht mir recht gut!»

Als Lehrer gehörte Herr Messerli zu der Kategorie derjenigen, denen die erzieherische Aufgabe am Kind noch weit über der Wissensvermittlung steht. Darum war er an der Hilfsschule am rechten Platz. Seine «Großen», aber auch deren Eltern hatten an ihm einen väterlichen Freund und Berater. Seine Freundlichkeit und Milde hinderten ihn aber nicht, dem Unrecht, dem Schlendrian und der Verdrehtheit «unserer» Eltern mit allem Ernst entgegenzutreten, wenn das moralische Wohl der Kinder gefährdet war. Dieser Ernst war in einer tief religiösen Haltung verankert, die dem bescheidenen Mann immer und immer wieder die Kraft zum Tragen und Ertragen gab, die sich nicht in Worten großtat, sondern das ganze Leben und Wesen des Verstorbenen durchdrang.

Für unsern Kollegen sind wir froh, daß sein Tod mit keinem langen Leiden verbunden war. Für die Zurückbleibenden ist der plötzliche Riß schwer zu ertragen. Möchte ihnen die Anteilnahme ihrer Mitmenschen über die schwerste Zeit hinweghelfen.

Gtz.

Das Hilfsschulwesen in Finnland

Gegenwärtig wird im «Pestalozzianum» in Zürich eine umfassende Darstellung über das Schulwesen Finnlands gezeigt. Erfreulicherweise fehlt in dieser die Hilfsschule nicht. Aus der Schau geht hervor, daß man in Finnland den minderbegabten und gebrechlichen Kindern große Aufmerksamkeit schenkt. Speziell ausgebildete Lehrkräfte unterrichten innerhalb der Volksschule in kleinen, separaten Gruppen Legastheniker, schwerhörige und sprechbehinderte Kinder, um ihnen eine Heimeinweisung zu ersparen. Im Hause ist ein Untersuchungszimmer eingerichtet, wo die Schulschwester täglich, der Schularzt ein- bis zweimal wöchentlich, den Gesundheitszustand überwacht. Absichtlich läßt man

die gebrechlichen Kinder mit normalen Gleichaltrigen im selben Gebäude zur Schule gehen. Sie empfinden ihr Anderssein weniger, ihre Entwicklung wird günstig beeinflusst, und die Schüler der Normalklassen lernen Rücksichtnahme und Hilfsbereitschaft im Umgang mit den Schwächeren. H.

L I T E R A T U R

Haus-Spracherziehung für hörgeschädigte Kleinkinder, von Fachschulrat Armin Löwe. Carl Marhold-Verlag, Berlin 19 (West).

Im 6. Heft der Heilpädagogischen Beiträge zeigt uns der Verfasser in umfassender Weise einen gangbaren Weg in der Früherziehung dieser vom Schicksal so schwer betroffenen Kinder. Neigte man früher eher dazu, das taube oder hörgeschädigte Kind erst mit 4 bis 5 Jahren zu schulen, weist uns Löwe auf die guten Erfahrungen vor allem im englischen Sprachbereich hin, wo man Kleinkinder sofort nach der Entdeckung der Hörschädigung zu unterrichten beginnt. Diesen besonderen Unterricht muß die Mutter unter Anleitung durch einen Fachpädagogen erteilen. Darum heißt diese frühe Erziehung: Haus-Spracherziehung. Wer die Rat- und Hilflosigkeit der Eltern von einem gehörgeschädigten Kleinkind kennt, wird mit großem Dank zu diesem Heft greifen, das auch die schwierigen Probleme in einer gutverständlichen Sprache darlegt.

Absehkurs für Schwerhörige und Ertaubte, von Dozent Dr. Gerhard Heese. Carl Marhold-Verlag, Berlin 19 (West).

Schon lange haben wir auf einen solchen neuzeitlichen Ablesekurs in deutscher Sprache gewartet. Ausgehend von einigen prinzipiellen Erwägungen über das Absehen bei normalhörenden und gehörgeschädigten Menschen und über die methodischen und phonetischen Grundlagen, zeigt uns der Verfasser in 200 Übungen, wie ein erfolgreicher Absehkurs gestaltet werden soll. Bei diesem Leitfaden wird einem bewußt, was für eine schwierige Arbeit das Ablesen ist, und daß nur derjenige diese große Kunst beherrschen kann, der sich täglich darum bemüht.

Sprachpflegekurs für Schwerhörige und Ertaubte, von Dozent Dr. Gerhard Heese. Carl Marhold-Verlag, Berlin 19 (West).

Dieses Heft ist vom Verfasser aus der Sicht der Rehabilitation geschrieben worden. Rehabilitation, verstanden als Wiederherstellung der Leistungsfähigkeit, ist an und für sich nichts neues, wohl aber ein solcher Leitfaden für Schwerhörige und Ertaubte. Es ist das große Verdienst von Heese, daß er sich dieser Gruppe von Menschen angenommen hat,

um ihnen in ihrer Sprachnot zu helfen. Der kurzen grundsätzlichen Einführung folgt ein großer Übungsteil mit 75 Lektionen, die abwechselnd der Lautbildung, dem Sprachrhythmus und der Sprachmelodie dienen. Die Sprachmelodie ist jeweils durch einen schriftlichen Intonationsverlauf verdeutlicht. Wer immer mit Schwerhörigen und Ertaubten zu tun hat, wird mit Freuden nach diesem Heft greifen. Erwin Pachlatko

Die Unterstufe der Hilfsschule. Allgemeine Fragen der heilpädagogischen Praxis, von Emanuel Bernart, Hilfsschulrektor in Bielefeld. 203 Seiten mit 6 Faltafeln, 1961, Ganzleinen gebunden DM 19,80 (Heilpädagogische Beiträge, Heft 1), Carl Marhold, Verlagsbuchhandlung, Berlin-Charlottenburg.

Hilfsschularbeit ist Dienst am Einzelnen im Eingehen auf seine besonderen Probleme, Schwächen und Defekte. Den Weg dazu weist Bernart in diesem gründlichen Werk, das anhand vieler Fallstudien und Beispiele die Möglichkeiten dynamisch-heilpädagogischer und zielgerichteter Hilfe zeigt. Die theoretisch gut fundierten Hinweise dienen dem Hilfsschullehrer der Unterstufe, geben ihm wegweisende Handreichungen und stellen eine glückliche Synthese zwischen Theorie und Praxis dar.

Das Buch ist aus dem Alltag für den Alltag geschrieben, beschönigt nicht und ist berufen, Mut zu machen oder ihn zu stärken, wo er angesichts der vielen Schwierigkeiten schwinden möchte. Es sei dem erfahrenen Praktiker wie auch dem Anfänger sehr empfohlen. L. K.

Spracherwerb und Sprachbildung bei Hilfsschulkindern, von Dozent Dr. Michael Atzesberger, 84 S., 1962, Kart. DM 8,- (Heilpädagogische Beiträge, Heft 7), Carl Marhold, Verlagsbuchhandlung, Berlin-Charlottenburg.

In gewissem Sinne möchten wir dieses kleine Werk als «fundamental» bezeichnen, denn es bietet die empirisch-statistische Grundlage für den Sprachunterricht in der Hilfsschule. Der Praktiker hat die Möglichkeit, seine eigenen Bemühungen zu vergleichen und wertvolle Anregungen zu schöpfen. Auf Grund dieser Untersuchung wäre es wohl möglich wie auch sehr wünschenswert, ein Sprachlehrmittel für die Hilfsschulen der Schweiz zu schaffen. Der Verfasser liefert dazu die theoretischen und praktischen Grundlagen für den mündlichen und schriftlichen Sprachunterricht. An vielen Beispielen zeigt er den gangbaren Weg, der in kleinen Treppenstufen das Ziel einer relativen Sprachbeherrschung durch den geistig schwachen Schüler anstrebt, was für seine Existenzsicherung eine Notwendigkeit darstellt. L. K.